

REZENSIONEN

Jochen Kirchhoff

Die Anderswelt – Eine Annäherung an die Wirklichkeit Raum, Zeit und Selbst in veränderten Bewusstseinszuständen. Ein Beitrag zur inneren Kosmologie

Drachen-Verlag, Klein Jasedow 2002

ISBN 3-927369-07-1, 245 Seiten, € 18,50

Rezensent:

WILHELM GAUGER¹

Ein Buch, das man – zur groben Vor-Orientierung – in der Nähe von Richard Bucke, Castaneda, dem gestrengen Ken Wilber oder Stanislav Grof ansiedeln könnte, um nur einige zu nennen. Tatsächlich reicht die Liste der verarbeiteten Literatur von Burkhard Heim über den Buddhismus, Giordana Bruno, C. G. Jung und Ernst Jünger bis zu Rudolf Steiner, Peter Sloterdijk, Francisco Varela und Werner Zurfluh. Was das Buch vor vielen anderen ähnlichen aber auszeichnet, ist, dass hier nicht jemand schreibt, der sich ideologisch zurechtbiegt, was ihm unter die Augen kommt, sondern der kritisch, fragend und auf hohem Reflexionsniveau vorgeht. Besonders hervorzuheben ist die Verständlichkeit des Ganzen. Will man – wiederum grob und nur zur Orientierung verallgemeinernd – das zugrundeliegende Weltbild umreißen, so wird die „Anderswelt“ dem „Innen“ zugeordnet und ist der „äußeren“, materiellen Welt weit überlegen.

Wiederum greift das Buch über rein „innerseelische“ Befindlichkeiten hinaus und geht auch auf Phänomene und Theorien von Raum, Zeit, Urknall, Licht, Farben, Klängen, also heute vorwiegend unter physikalischen Gesichtspunkten behandelte Dinge ein. Wichtig ist dabei das Moment erstgenommener (eigener) Erfahrung. Ich las Kirchhoffs Buch soeben nach einer eigenen Vorlesung über William Blake, der in ganz ähnlicher Weise und auf höchstem künstlerischen Niveau *seine* Vision kompromisslos ernstnahm und seinerseits mit Voltaire, Rousseau oder Newton abrechnete.

In ähnlicher Weise widersetzt sich Kirchhoff allerlei vieldiskutierten und bejubelten Theorien (Behauptungen, Praktiken, Ideologien) wie der des Urknalls, der Cyberwelten, eines jeden Reduktionismus. Als Möglichkeiten des „Übertritts“ nennt er (kritisch) Drogen-Erfahrungen, Träume, den Zustand zwischen Wachen und Schlafen, Nah-Todeserfahrungen, Eros und Tantra, holotropes Atmen, Meditation, Schmerz und Krankheit, Channelling, Klänge und Musik, emotionale Erschütterung, Denken, Schreiben, „Brain-Machines“.

¹ Prof. Dr. Wilhelm Gauger ist em. Professor für Anglistik am Institut für Englische Philologie der Freien Universität Berlin.

Verdienstvoll ist die Zusammenfassung des Buches am Schluss in 76 Thesen, die hier zwar nicht alle referiert werden können, aus denen ich aber einiges herausgreife: Die „Anderswelt“ ist nur einem indirekten Zugriff zugänglich, lässt sich nicht frontal angehen. Die Sinne sind eher Filter als Vermittler der Sinnfülle des Universums. „Wirkliches“ Denken oder Erkennen entzaubert nicht. Gedanken haben ihre eigene Autonomie. Wesentlich zum Auffangen von „Anderswelt“-Erfahrungen sind aber Rituale. Die „Anderswelt“ ist – von der physikalisch-sinnlich gesehenen Welt aus – die Welt des Todes. Raum und Zeit werden unter veränderten Bedingungen wahrgenommen. Es gibt ein empirisches „kleines“ Ich und ein höheres ICH. Trennungen zwischen dem (kleinen) Ich und dem Anderen werden hinfällig: Ich bin der Andere.

Ich mache an dieser Stelle Schluss, weil sonst der Eindruck entstehen könnte, das, was Kirchhoff schreibt, sei in rein diskursivem Sinne „lehrbar“. Überzeugend ist nicht einmal so sehr das Was wie das Wie, in dem gesprochen wird. Es gibt Stellen von bestürzender Schönheit in dem Buch, und ich stehe nicht an, sie gerade wegen dieser Schönheit hervorzuheben. Auf S. 82-92 behandelt Kirchhoff das Erlebnis des Astronauten Edgar Mitchell beim Anblick der Erde auf der Rückreise vom Mond 1969, die Vision der Erde, die C. G. Jung während einer bedrohlichen Krankheit 1944 hatte, und eine eigene Vision der Erde durch den Verfasser 1984. (Heute können wir das allnächtlich in der *Space Night* des Bayerischen Rundfunks selbst erleben.) Daran schließen sich dann Fragen nach dem Wo und Wer an, die sich geradezu von selbst ergeben. Und gerade solche *erlebten* (d. h. von einem reflektiert denkenden Menschen erlebt) Ereignisse „paranormal“ oder „anomaler“ Natur machen das Buch glaubhaft.

Das wiederum bedeutet nicht, dass man sachlich mit allem übereinstimmen müsste. Ja, ich möchte Kirchhoff von Herzen zustimmen, wenn er die Urknall-Hypothese vehement ablehnt – aber ich halte mich nicht kompetent genug dafür. Ich möchte mich Kirchhoff gern anschließen, wenn er von der Kugelschale als einem „Ordnungselement des Raumes“ spricht; aber inwieweit macht Kirchhoff klar, dass alle seine Aussagen dieser Art metaphorisch sind? Er spricht von Drogen; Grof und Jünger tun das auch; aber ein wenig mehr von Jüngers Vorbehalten („Phantastica“) vermisste ich.

Insgesamt vertritt Kirchhoff eine Welt, in der das „Regellose“ mit dem „strukturell Ichlosen“ identifiziert wird, und das Werden des Ich immer auch „Bildhauerarbeit am dunklen Material“ ist (S. 218). Da ist sogar vom „Steinbeil des Willens“ am „Block des Unbewussten“ die Rede. Im Zusammenhang damit wird auch vom „kosmisch Bösen“ gesprochen. Einen kleinen Blick hätte man da noch gern auf moderne Kunst geworfen; ist deren Einbeziehung von Chaotischem seit Schlegel und Nietzsche nun „kosmisch böse“? Man sollte nicht vergessen, dass die Chaostheorie ihre Anstöße den Geistes- und nicht den Naturwissenschaften verdankt. (Auch dazu hätte man gern noch etwas gelesen, wo Kirchhoff sich auch ansonsten mit der Physik auseinandersetzt.) Und wie steht er zum Surrealismus? Mit wie viel Chaos wird Ordnung erkaufte? Ich denke an Prigogine, aber auch an W. B. Yeats, der selbst auch Kirchhoffs Formulierung einer Bildhauerarbeit am Ich von Inkarnation zu Inkarnation gebraucht, aber auch die Verse schreibt: „Nothing can be sole or whole / That has not been rent“ – was wiederum auch Kirchhoffs Betonung des Paradoxen bestärkt.

Kirchhoff schreibt ein glänzendes Buch – aber auch bei jedem anderen glänzenden Buch bleiben noch Fragen und Vorbehalte.

Rupert Sheldrake

The Sense of Being Stared At and Other Aspects of the Extended Mind²

Hutchinson, London 2003

ISBN 0-09-179463-3, 320 Seiten, € 27,14

Rezensent:

STEFAN SCHMIDT³

Der Biologe Rupert Sheldrake, der vor allem durch seine Hypothese der morphogenetischen Felder Berühmtheit erlangt hat, legt mit seinem neuen Buch „The Sense of Being Stared At“ erneut ein Werk vor, das sich fast ausschließlich mit Parapsychologie beschäftigt. Sheldrakes Zugang zur Parapsychologie zeichnet sich dabei vor allem durch zwei Merkmale aus. Zum einen ist dies ein sogenannter „biologischer Ansatz“, der sich dadurch kennzeichnet, dass die untersuchten Psi-Phänomene vor allem auch in ihrer evolutionsbiologischen Bedeutung gesehen werden. Es ist nicht der herausragende menschliche Geist, der uns zu übersinnlichen Erkenntnissen führt, sondern Psi hat sich durch evolutionäre Vorteile herausgebildet und ist als solches auch in der Tierwelt zu finden. Konsequenterweise werden daher alle Untersuchungsgegenstände nicht nur bei Menschen, sondern auch in der Tierwelt evaluiert. Dies kann als Fortsetzung von Sheldrakes vorherigem Werk, „Dogs That Know When Their Owners Are Coming Home and Other Unexplained Powers of Animals“, das im Deutschen unter dem Titel „Der siebte Sinn der Tiere“ erschienen ist, gesehen werden. Das zweite charakteristische Merkmal für Sheldrakes Herangehensweise ist der in letzter Zeit oft nur noch wenig beachtete phänomenologische Zugang. Sheldrake sammelt selbst Fallberichte in einer Datenbank und das Buch ist mit Hunderten von Beispielen gespickt. Zu nahezu jeder Art von Psi-Phänomen werden illustrierende Erlebnisse in Form kleiner Ich-Erzählungen angeführt. Das Buch selbst richtet sich an ein nicht-wissenschaftliches Publikum. Als solches möchte es einen Überblick über den Erkenntnisstand der Parapsychologie, insbesondere die Befunde zu ASW geben. Dabei sind die Gewichte geradezu andersherum verteilt als man dies gewohnt ist. Die Phänomenologie kommt ausführlich zu Wort, meist gefolgt von detaillierten Umfrageergebnissen zur Verbreitung des Phänomens. Zu einigen ausgewählten Bereichen folgen dann auch kleine Experimente, die aber im Text oft nur exemplarisch beschrieben werden; die detaillierte Ergebnisdarstellung findet sich dann im Anhang.

Sheldrake beschränkt sich in seiner Themenauswahl auf den ASW-Bereich. Das Buch gliedert sich in die drei Teile: „I. Telepathy“ (vor allem Telepathiephänomene, z.B. Telefontelepathie), „II. The Power of Attention“ (vor allem das Gefühl, angeschaut zu werden, z.B.

² Eine deutsche Ausgabe ist unter dem Titel „Der siebte Sinn des Menschen“ im Scherz-Verlag erschienen.

³ Dr. Stefan Schmidt ist Psychologe in der Sektion Komplementärmedizinische Evaluationsforschung am Institut für Umweltmedizin und Krankenhaushygiene des Universitätsklinikums Freiburg i. Br.

Remote Staring) und „III. Remote Viewing and Foreshadowings of the Future“ (vor allem *Remote Viewing* und Präkognition, z.B. *Presentiment Effect*). Ein vierter Teil trägt den Titel „How Does the Seventh Sense Work?“ und möchte eine theoretische Fundierung der Befunde bieten.

Das Buch ist gut und leicht lesbar geschrieben. Sheldrake versteht es, den Leser oder die Leserin für Psi-Phänomene zu faszinieren. Die Falldarstellung in der Kombination mit den durchweg hochsignifikanten positiven Befunden der Experimente erwecken recht schnell den Eindruck, dass eine Diskussion über die bloße Existenz von Psi-Phänomenen obsolet sei. Jeder hat ja schließlich (wie nicht zuletzt auch die Umfragen zeigen) schon einmal etwas Unerklärliches erlebt, und wer sich selbst nicht traut, kann seine Wahrnehmung ja mit einem der einfach durchzuführenden Experimente (z.B. zum Gefühl, angeschaut zu werden) überprüfen. Einfache Versuchsanleitungen finden sich im Anhang und auch auf der Homepage von Rupert Sheldrake. Letztendlich sind Psi-Phänomene nichts besonderes; ihre Existenz ist nach Sheldrake biologisch sinnvoll, und ihre Entstehung lässt sich entsprechend erklären. Auch in der Tierwelt seien viele bisher ungeklärte Phänomene wie z.B. das Flugverhalten von Vogelschwärmen oder das Fluchtverhalten von Fischeschwärmen mittels Telepathie leicht erklärbar.

Die Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit, mit der dieses Bild entsteht, ist vielleicht das Verblüffendste an diesem Buch. Sie stellt vermutlich Sheldrakes innerste Überzeugung dar und kommuniziert sich über die angenehme und intelligente Schreibweise. Sheldrake wirkt nie, als ob er Tatsachen verdreht oder einseitig darstellt. Er listet Einsprüche und Kritiken auf und entkräftigt sie meist mit plausibel klingenden Argumenten. Dem Leser zeigt dies, dass hier kein missionarischer Esoteriker schreibt, sondern ein kühl reflektierender Wissenschaftler, der nach Abwägung der Befunde und Argumente gezwungen ist, die vielfältige Existenz von Psi zu akzeptieren. Dabei beweist Rupert Sheldrake große Sachkenntnis. Er hat sich tief in die Geschichte der Parapsychologie eingearbeitet. Er referiert die Gründungsgeschichte der SPR recht detailliert und ist mit den Laborparadigmen von J. B. Rhine nicht nur oberflächlich vertraut. Das ganze Buch ist demnach auch den Pionieren der Parapsychologie (W. Barrett, H. Sidgwick, F. Myers, E. Gurney, E. Sidgwick, J. Dunne und dem Ehepaar Rhine) gewidmet.

Untermuert wird dieses Bild noch durch die von Sheldrake selbst durchgeführten Experimente. Auch hier ist sein Vorgehen von verblüffender Einfachheit. Denn für so „simple“ Phänomene wie „das Gefühl, angeschaut zu werden“ oder einfach „telepathisch-intuitiv“ zu wissen, wer gleich anruft, braucht man laut Sheldrake keine teuren Labors und aufwendigen Versuchsaufbauten. All diese telepathischen Alltagsphänomene lassen sich in recht einfache, kleine Experimente übertragen, die jeder und jede selbst ausführen kann. Zahlreiche Studien hat er mit diesem Ansatz selbst durchgeführt, zuletzt vor allem Experimente zur Telefon-telepathie und zum Gefühl, angeschaut zu werden. Und hier kann die Parapsychologie von Sheldrake einiges lernen. Seine Versuche sind alltagsnah konzipiert und unpräntentiös. Es wird kein aufwendiger psychophysiologischer Laborzauber betrieben, sondern genau das, was die Menschen im Alltag erfahren, so ähnlich wie möglich experimentell konzipiert. Es ist schon fast peinlich, dass seit der Einführung des Rhineschen Paradigmas in der Parapsychologie niemand mehr diese Art Versuche durchgeführt hat, und in diesem Sinne kann man Sheldrakes Ansatz auch nur als eine erfrischende Abwechslung bezeichnen.

Spätestens jedoch, wenn man sich die Ergebnisse Sheldrakes anschaut, kommen einem die ersten Zweifel. Sheldrake berichtet konstante und replizierbare Befunde in einer Größenordnung, die man aus dem Feld nicht gewohnt ist. Die Experimente im vorliegenden Buch sind jedoch nicht detailliert genug beschrieben, um sie methodisch zu bewerten. Sucht man die Hintergrundpublikationen auf, so zeigt sich, dass die Sheldrakeschen Experimentalparadigmen meist kontinuierliche Veränderungen aufweisen, die darauf abzielen, die methodische Qualität auf der Basis geäußerter Kritik zu verbessern. Doch selbst bei den gut kontrollierten und sensorisch abgeschirmten Experimenten finden sich Trefferraten, die sich nicht mit den anderen Befunden der Parapsychologie decken. Hat also letztendlich Rupert Sheldrake mit seinem simplen alltagsnahen Ansatz den Jackpot der Parapsychologie geknackt? Diese Frage muss momentan offen bleiben. Replikation heißt hier das erste Gebot. Ich halte es nach wie vor für möglich, dass die Sheldrakeschen Befunde auf methodische Unzulänglichkeiten zurückzuführen sind. In den Details seiner Versuche zeigt sich zu oft, dass er mit der parapsychologischen Methodik und Statistik zu wenig vertraut ist, um alle Lücken für Alternativüberlegungen zu schließen. Dies sei an einem kleinen Beispiel erläutert. Sheldrake berichtet sowohl bei seinen „Staring“-Experimenten als auch bei seinen Telefontelepathie-Studien von spezifischen Trefferverteilungen je nach Bedingung. So würden die Versuchspersonen höhere Trefferraten in den Durchgängen erzielen, in denen sie angeschaut werden, als in denen, in denen sie nicht angeschaut werden. Analog werden angeblich in den Telefonexperimenten bekannte Anrufer besser erkannt als unbekannte. Beide Befunde lassen sich in einem evolutionsbiologischen Paradigma sinnvoll erklären. Leider bleibt dabei außer Acht, dass sich diese Befunde auch durch die Antworttendenzen der Versuchspersonen erklären lassen, die nun mal öfters mit „Anschauen“ bzw. „bekannten Anrufern“ rechnen und in diesen Fällen größere Trefferraten erzielen. Nun ist es nicht so, dass Sheldrake dieses Argument nicht geläufig wäre oder er es verschwiege. Brav erwägt er auch diese Alternativerklärung in seinem Buch, tut sie jedoch mit einem zunächst plausibel wirkenden Argument ab. Bei den Telefonexperimenten ist es mir auf der Basis der publizierten Daten gelungen, diese neu zu analysieren und dabei die Antworttendenz zu berücksichtigen, wie dies eigentlich von vorne herein geschehen sollte. Der signifikante Unterschied zwischen bekannten und unbekanntem Anrufern verschwand. Ob sich jedoch alle Befunde auf diese Art und Weise als Artefakte erklären lassen, bleibt zu bezweifeln. Methodisch saubere Replikationen werden erweisen, ob diese Ergebnisse „Sheldrake-spezifisch“ sind oder auch von anderen gefunden werden.

Bei der Berichterstattung von anderen Studien aus der Parapsychologie, die Sheldrake häufig und detailliert interessieren, zeigt sich eine hochgradig selektive Auswahl von Befunden, die Sheldrakes Thesen stützen. Ähnlich wie in seinen eigenen Studien ist hier alles homogen und eindeutig. Die Befunde scheinen replizierbar und stabil. Dass sich etwas nicht zuverlässig zeigt oder viele Befunde sich nicht replizieren lassen, enthält Sheldrake seinen Lesern und Leserinnen komplett vor. So lautet z.B. seine Schlussfolgerung über die Ganzfeld-Debatte: „The experiments have proved repeatable; they have been independently replicated in several different countries; and they are continuing to give impressive results“ (S. 52). Diese Darstellung ist derartig überzogen, dass Sie vermutlich zuletzt negativ auf die Parapsychologie zurückfallen wird. Mit einseitigen Aussagen dieser Art diskreditiert sich Sheldrake mei-

ner Meinung nach für die Parapsychologie, auch wenn dies für die Leserinnen und Leser seines Buches letztendlich nicht erkennbar ist.

Bleibt zum Schluss noch der theoretische Ansatz, mit dem der Autor versucht, diese Phänomene zu erklären. Der Leser wird dabei 18 Kapitel lang vertröstet, nur um dann im verbleibenden 9-seitigen Kapitel „Mental Fields“ etwas sehr Dürrtiges zu erfahren. Wie auch die experimentellen Ansätze und die bisherige Konzeption des Buches, richten sich diese Erklärungsversuche an den Laien. Und diese lassen sich anscheinend mit recht naiven Konzepten abpeisen. Zu all unseren mentalen Erlebnissen gibt es auch mentale Felder. Diese sind nicht an das Gehirn gebunden, sondern reichen in die physikalische Welt hinaus, bis hin zu dem Gegenstand der gerade kognitiv verarbeitet wird. Demnach gehen z.B. beim Sehen nicht nur Lichtstrahlen vom Objekt (z.B. einer anderen Person) ins Auge und werden dann im Gehirn verarbeitet, sondern in einem umgekehrten Vorgang strahlt auch ein mentales Feld (ein Spezialfall des schon bekannten morphischen Feldes) vom Beobachter aus und erreicht das beobachtete Objekt. „Our mind extends beyond our brains“ ist das in jedem Kapitel erneut wiederholte Mantra. Trifft das mentale Feld die beobachtete Person, merkt diese, dass sie angeschaut wird. Erreicht es die Person, die man anrufen möchte, merkt diese, dass sie gleich angerufen wird. Denkt man an Zukünftiges, so reicht das mentale Feld über unser Gehirn hinaus in die Zukunft und kann von dort gleich Informationen mitbringen. Als Analogon für diesen Prozess des über das Gehirn Hinausreichens bemüht Sheldrake eine Amöbe, die mit Pseudogliedmaßen ihre Umwelt erkundet. Diese Art von Analogie ist typisch für die Sheldrakeschen Argumentationslinien. Die Beispiele sind simpel und erscheinen einleuchtend, aber sie hinken auf allen (Pseudo)Gliedmaßen. „Was ist also nun ein mentales Feld?“, wird man sich ziemlich schnell fragen, und die Antwort lautet schlicht und präzise: „I think they are a new kind of field, of a kind not yet recognized by physics“ (S. 276). Der Theorieteil des Buches hat keinerlei Erklärungswert und offenbart beträchtliche Verständnislücken bzw. die Nichtbeachtung bereits bestehender Modelle. Erkenntnistheoretisch ist das Sheldrakesche Modell auf dem Stand eines naiven Realismus, das vom Ansatz mentaler Repräsentationen noch komplett unberührt scheint.

Sheldrake bewegt sich im Spannungsfeld und in der weiten Kommunikationslücke zwischen einer Alltagsauffassung und einer professionellen Ansicht von Wissenschaft. Dass er hier vermittelnd eingreift und beide Seiten durch sein klares Auftreten fordert, ist ihm hoch anzurechnen. Doch leider macht er diesen Vorteil durch seine klare Parteinahme komplett zunichte. So suggeriert er eine überwältigende Evidenz für die reliable und kontrollierbare Nachweisbarkeit von Psi, wie sie nicht gegeben ist. Seine eigene Überzeugung hindert ihn offensichtlich daran, eine offene Haltung einzunehmen. So spiegelt sein Buch dem interessierten Laien ein sehr verzerrtes und irreführendes Bild vom Stand der Erkenntnis der Parapsychologie wider. Das Buch wird damit leider genauso wertlos wie viele andere Darstellungen, die aus einer Kombination von blindem Glauben, esoterischen Heilsversprechungen und schnellem Profit den Büchermarkt mit Schund eindecken. So gut dieses Buch auch die Geschichte und Probleme der Parapsychologie aufgreift und darstellt, so würde ich es wegen seiner Unausgewogenheit doch nie einem interessierten Neuling im Felde empfehlen.

Manfred Hilke

L'écriture automatique – Das Verhältnis von Surrealismus und Parapsychologie in der Lyrik von André Breton

(Europäische Hochschulschriften. Reihe XIII: Französische Sprache und Literatur Bd. 264 / Phil. Diss., Freiburg, Juni 2001)

Peter Lang, Frankfurt/Berlin/Brüssel/New York/Oxford/Wien 2002.

ISBN 3-631-39797-6, 426 Seiten, € 60,30

Rezensent⁴:

WILHELM GAUGER ⁵

Der Surrealismus war eine künstlerische und politische Bewegung, die dem Paranormalen gegenüber sehr aufgeschlossen war, ja mit ihm rechnete. Immerhin stellt Manfred Hilke der Arbeit drei viel diskutierte Thesen voran: 1) Für die Parapsychologen scheint der Surrealismus nicht zu existieren; 2) Die Begegnung von Surrealismus und Parapsychologie geschah nicht einfach durch Zufall; 3) das „absichtslose Spiel des Denkens“, auf das sich die Surrealisten einließen, ist ein Kunstprodukt (René Louis, Jean Starobinski, Hans Bender). Der Verfasser versucht eine Lösung oder Vermittlung der drei Thesen auf historischem und biographischem Weg. Selbstverständlich ergibt sich zunächst ein Überblick über den Stand der Forschung, in dem gezeigt wird, wie Bender als Schüler von Janet 1929/30 mit dem Surrealismus in Berührung kam. Erst in den fünfziger Jahren wird das Thema wieder aufgenommen und führt zu einer Reihe von Veröffentlichungen.

Die historisch-biographische Untersuchung stellt dann den Surrealismus unter den Gesichtspunkt „eine Bewegung zwischen Trauma, Literatur und Politik“, vor allem Kindheitstraumata und das Erlebnis des 1. Weltkriegs spielen eine herausragende Rolle bei André Breton, Louis Aragon, Anonin Artaud, René Crevel und Georges Bataille. Auch Paul Eluard wird eingehend analysiert; fast nur Philippe Soupault kann hier ausgenommen werden.

Die Umsicht, mit der Hilke weiter vorgeht, verrät der folgende Überblick über die drei Phasen des Surrealismus, nämlich die Konstituierung der Gruppe vor allem unter dem Eindruck des 1. Weltkriegs und die Begegnung mit dem Dadaismus, dann die „automatische Phase“, in der in den Jahren 1919 bis 1924 Experimente im automatischen Schreiben gemacht werden und Bretons *Manifeste du surréalisme* erscheint, schließlich die politische Phase (1924-1930), die sich durch Annäherung an und die Auseinandersetzung mit dem Marxismus auszeichnet.

Sehr eindrucksvoll und auch zum Nachschlagen für schnelle Unterrichtung geeignet ist das Kapitel über die „Psychogenese des surrealistischen Schreibens“, das Alfred Maury, Charles Richet, Frederic Myers, Pierre Janet und die Sonderstellung Freuds behandelt, wobei sich

⁴ Die Redaktion hat Herrn Prof. Gauger in Kenntnis des Umstandes, dass er zum Buch von Manfred Hilke selbst ein Vorwort verfasst hat, zur vorliegenden Rezension eingeladen. (Red.)

⁵ Prof. Dr. Wilhelm Gauger ist em. Professor für Anglistik am Institut für Englische Philologie der Freien Universität Berlin.

herausstellt, dass hier meist noch unerforschte Beziehungswege zwischen Psychiatrie, Parapsychologie und Surrealismus vorliegen. In einem weiteren Kapitel, das die Entstehung von Bretons und Soupaults durch automatisches Schreiben entstandenen *Champs magnetiques* (1920) behandelt, kann nun durchaus von paranormalen Phänomenen die Rede sein; dabei kann nach Breton keine Trennung von medialen und psychologischen Aspekten vorgenommen werden. Außerdem wird Bender bestätigt, dass es sich um ein Kunstprodukt handelt. Im Bereich automatischen Schreibens und Malens kommen deutlich präkognitive Elemente zum Vorschein: das Motiv des fehlenden Auges bei Victor Brauner, ein vorausbehandelter Großbrand in Bretons und Soupaults Drama *S'il vous plait* (1920/21) und die Voraussage der Kriegserklärung von 1939 in Bretons *Lettre aux voyantes* (1925). Ähnliche Phänomene werden auch bei anderen Surrealisten beobachtet und notiert.

Den Hauptteil der Arbeit von Hilke aber beansprucht die lange und Zeile um Zeile vorgehende Interpretation des automatisch entstandenen Gedichts „Tournesol“ von Breton. Dabei wird wiederum jede Zeile in sich ergebenden Zusammenhang mit den vorher schon analysierten Zeilen erneut besprochen, so dass ein (idealisierter) Lesevorgang zustande kommt. Dieses Gedicht entstand in einer künstlerischen und privaten Krise in Bretons Leben. Breton litt zu Beginn des Jahres 1923 an einer Schreibblockade und zweifelte am Sinn einer Avantgarde. Er denkt sogar daran, sich umzubringen. Ende Juli 1923 fährt er, um sich zurückzuziehen, zu seinen Eltern nach Lorient in der Bretagne. Mit Hilfe der Poesie, d. h. des Schreibens von Gedichten, tastet er nach einer neuen Orientierung. Das Gedicht „Tournesol“ ist auf den 26.8.1923 datiert, steht aber in dem Band *Clair de terre* (1923) an drittletzter Stelle in einer etwa chronologischen Folge sich aufhellender Texte.

Der Inhalt von „Tournesol“ kann hier nicht zusammenfassend beschrieben werden, schon, weil auch dieses Gedicht automatisch entstand. Nur so viel: In den „halles“ von Paris erscheint eine rätselhafte Frauengestalt, auch ein Sprecher, ein „lyrisches Ich“, taucht auf; die „Reisende“ trägt in ihrer Handtasche das „lyrische Ich“ in einem Salzfläschchen. Nur die „Patin Gottes“ hat den Geruch dieses Salzes eingeatmet. Zwischen ihm und der Reisenden entwickelt sich eine Liebesbeziehung. Die Lampions an den Kastanienbäumen leuchten auf, die Frau kniet auf dem „Pont au Change“ nieder; die folgenden Verse deuten auf eine Vermählung. Vorbeiziehende Tauben vereinen sich mit den „helfenden Küssen in den Brüsten der schönen Unbekannten“ (S. 166). Visionen von Glück und Erfüllung erscheinen. Doch tauchen nun ganz unbekannte Personen auf. Der Sprecher kommt zu dem Schluss, dass er nicht das Spielzeug irgendeiner sinnlichen Kraft sei. Eine Grille hatte ihm einen intelligenten Blick zugeworfen und ihm zugerufen „André Breton a-t-il dit passe“. (Diese Zusammenfassung nach Hilke, S. 165-166).

Die Interpretation folgt dazu Anregungen von Gaston Bachelard und C. G. Jung: der Leser soll das Gedicht wie sein eigenes behandeln, und Breton kannte sich auch in der Alchemie aus. Es ist unmöglich, die Interpretation hier in allen diffizilen Einzelheiten nachzureferieren. Doch sei immerhin gesagt, dass Breton später (in *L'Amour fou*, 1937) in „Tournesol“ die präkognitive Vorwegnahme seiner zukünftigen Begegnung mit der Schwimmkünstlerin Jacqueline Lamba, seiner späteren Frau, im Mai 1934, zu erkennen glaubt.

Ich betone: „glaubt“. Es könnte als schlagender Beweis für die Vorwegnahme künftiger Ereignisse in literarischen Arbeiten gelten. Doch für dergleichen ist Hilke zu vorsichtig, so sehr er andere Beispiele unbedenklich gelten lässt. Er argumentiert so: Breton schätzte sein Ge-

dicht, verstand es selbst aber lange nicht. (Das ist etwas ganz Normales. Das Kunstwerk weiß allemal mehr als der Künstler selbst.) Breton war für Paranormales offen. Breton liebte Jacqueline Lamba. Der nächtliche Gang mit ihr durch Paris beim ersten Treffen folgte dem Verlauf des Gedichts. Weshalb also sollte sich nicht all das schon im Gedicht ereignet haben? Einwand Hilkes: Breton kommt in *L'Amour fou* nicht auf seine Situation im Jahre 1923, wo das Gedicht entstand, zu sprechen. Das Herausgreifen nur dieser Episode aber erscheint Hilke als eine Manipulation des Lesers. Hilke nennt dazu noch einen Interpretieren des Gedichts, der dem präkognitiven Element alles andere unterordnet und das Werk nicht aus eigenem Recht und Wert zu interpretieren versteht. „Das automatische Schreiben an sich hat die Präkognition nicht zwingend zur Folge“ (S. 396).

Zudem gibt es keine anderen Zeugen für die Begegnung mit Lamba, wie sie anderswo durchaus zu Wort kommen. Für Hilke aber ist es wichtig, dass das Gedicht auch ohne die Hinzunahme des präkognitiven Elements seinen Wert behält. Persönlicher Einwand des Rezensenten: Mit der Präkognition generell ist es wie mit der Poesie: Unter allen Umständen enthalten sowohl die Interpretation von Poesie wie die von Präkognition oder sinnvollem Zufall ein subjektives Element. Und wie steht es mit präkognitiven Träumen, an die man sich erst später erinnert, ohne dass man sie seinerzeit protokollierte? Nicht einmal eine Farbe kann man benennen, ohne dass man unsicher ist, ob Hörer oder Leser dasselbe sehen wie man selbst.

Zu meiner weiteren hohen Einschätzung der Arbeit verweise ich auf mein ihr vorangestelltes Vorwort.

Horst Friedrich

Alchemie. Was ist das?

Edition Efodon Michaels Verlag, Peiting 2002

ISBN 3-9804300-7-3, 155 Seiten, € 12,00

Rezensent:

HANS-WERNER SCHÜTT⁶

Unabhängig davon, dass ich glaube, dass eine Antwort auf die Frage: „Was ist Alchemie?“ nicht erschöpfend zu geben ist und so das kleine Buch seinen Anspruch ein wenig überzieht, meine ich, dass es auch für Menschen, die nicht an eine außergewöhnliche oder gar „übernormale“ Heilmittelwirkung alchemisch bereiteter Substanz und auch nicht an Sterneneinflüsse glauben, eine Menge Interessantes bietet. Die Methoden der praktischen Alchemie zur Heilmittelbereitung, wie sie heute betrieben wird, sind gut und mit ausführlichen Zitaten

⁶ Prof. Dr. Hans-Werner Schütt, promovierter Chemiker und Wissenschaftshistoriker, ist Professor für Geschichte der exakten Wissenschaften und der Technik an der Technischen Universität Berlin.

dargestellt. Das gilt sowohl für die Pflanzen-Alchemie, als auch für die Alchemie der Mineralien. Auch der die gesamte Geschichte der Alchemie begleitende Hinweis auf die Bedeutung des Lehrer-Schüler-Verhältnisses fehlt nicht. Beide Versionen der Alchemie, die der Pflanzen und die der Mineralien, gehen, das wird allerdings nur implizit gesagt, auf die Schriften und das Weltbild des Paracelsus zurück, haben allerdings noch tiefere Wurzeln, z.B. bei Johannes von Rupescissa, der doch verdient hätte, wenigstens erwähnt zu werden. Unter der Sekundärliteratur fehlt übrigens ein Werk, das weitgehend im Sinne des vorliegenden Buches geschrieben ist: Titus Burckhardt: *Alchemie – Sinn und Weltbild* (Olten, Freiburg 1960).

Die Ausführungen des Verfassers zeigen, dass, wenn auch die Alchemie Ende des 18. Jahrhunderts von der modernen Chemie überholt worden ist, sie auch heute noch als ernstzunehmendes Unternehmen gelten muss. Der Terminus „überholt“ heißt denn auch weder, dass die klassische Chemie des 19. Jahrhunderts die Alchemie beseitigt hat, noch, dass sie als legitime Erbin der Alchemie auftreten kann. Die Chemie mag die Alchemie an den Rand gedrängt haben: sie ist dennoch ein anderes Unternehmen als diese. Ihr geht es um Rätsel und nicht wie der Alchemie um Geheimnisse, ihr geht es um analytisches und objektives und nicht wie der Alchemie um komplexes und subjektives Erfassen der Natur, und ihr geht es nicht wie der Alchemie um moralische Bewertungen und Selbstbewertungen. Dennoch treffen sich, wie auch das vorliegende Buch zeigt, im Hinblick auf die Labortätigkeit viele Aspekte der Chemie und der Alchemie.

Über die Heilwirkung alchemisch bereiteter Präparate und auch über den Wahrheitsgehalt von Berichten über gelungene Transmutationen, die ich als „chemische Erzählungen“ bezeichnen möchte (S. 101-109), vermag ich kein Urteil abzugeben. Aber ich fand es interessant, dass der Verfasser und die von ihm zitierten Quellen durchaus Begriffe in modern-chemischer Nomenklatur (Mercur als Äthylalkohol [S. 52], flüchtiger Sulfur als ätherische Öle [S. 52], Luft als Kohlendioxid [S. 55]) und sogar in modern chemischer Formalsprache (Äthylalkohol als C_2H_5OH [S. 48]) mit einbringen. Wie immer man Materiewandlungen darstellen mag, d.h. ob im Gewande der aristotelischen und unserem Alltagsleben so naheliegenden Vierelementenlehre und der spagyrischen Tria-Prima-Lehre der paracelsistischen Tradition (als Hypostatisierung materiegebundener Eigenschaften) oder im Gewande der nach-Daltonschen Elementenlehre und der Stöchiometrie, es geht doch, was die chemische Seite auch der Alchemie betrifft, um dasselbe. Wenn man sich bewusst bleibt, dass die Alchemie anders als die Chemie ein axiologisch bestimmtes Unternehmen ist und außerdem eine parallele Höherentwicklung der Materie und des Menschen anstrebt (S. 127), braucht es keine Sprachlosigkeit zwischen Chemie und Alchemie zu geben. Aus diesem Grunde stören mich Attacken gegen die Schulchemie, die vom Verfasser als Attacken gegen ein konkurrierendes Weltbild geboten werden. Aber er irrt sich: Die Chemie bietet kein geschlossenes Weltbild, und wer als Chemiker weiterhin Positivist bleiben will, irrt sich seinerseits.

Gavin Menzies

1421 – Als China die Welt entdeckte

Droemer-Knaur, München 2003

ISBN 3-426-27306-3, 603 Seiten, € 24,90

Rezensent:

HORST FRIEDRICH⁷

Dieses Buch, verfasst (in alter britischer Traditionslinie) von einem außeruniversitären „gentleman scholar“ und einstigem U-Boot-Kommandanten, verdient zugleich höchstes Lob, aber auch allerhand tadelnde Anmerkungen. Solches Nebeneinander von Lobenswertem und Fraglichem, sei gleich hinzugefügt, ist allerdings auch bei herausragenden Arbeiten von Establishment-Wissenschaftlern nichts Ungewöhnliches.

Höchstes Lob verdient der Autor deswegen, weil er sich in diesem inzwischen zum Bestseller avancierten Werk ganz klar vom narzißtisch-eurozentrischen, dogmatisch verengten Blickwinkel distanziert, was die Geschichte der Entdeckungen angeht, und auch außereuropäische Hochkulturen, insbesondere die Chinas, mit ins Kalkül einbezieht. Dies war ein schon längst überfälliger geistiger Schritt, vor dem wir uns (abgesehen von etlichen Diffusionisten) schon allzu lange gedrückt hatten, aus letztlich pur weltanschaulich-ideologischen Gründen.

Menzies' Werk muss durchaus als (sicherlich nicht jedermann willkommene) Dämpfung für das westlich-europäische, kollektive Ego gesehen werden. In der Neuzeit war das nämlich recht aufgebläht worden. Abgesehen von ein paar Polynesiern, besaßen nur die Europäer – so die „pseudowissenschaftliche“ Legendenbildung – die Kühnheit und die Fähigkeiten, Ozeane zu überqueren und ferne Länder und Kontinente zu entdecken und zu kolonialisieren, was schon per se als ausgemachter Unsinn erscheinen muss, bedenkt man das weit höhere Alter der Hochkulturen in Indien und China. Auch zögerte man im Westen, aus besagten außerwissenschaftlichen Beweggründen, auffällig lange, sich ernsthaft mit Seefahrtsgeschichte (vor allem mit außereuropäischer) zu befassen.

Diese Vorbemerkungen waren nicht entbehrlich. Man versteht nämlich ohne sie nicht das Aufsehen, das Menzies mit seinem Vortrag im März 2002 vor der Royal Geographical Society in London und danach mit seinem Buch mit seiner Behauptung hervorrief, chinesische Flotten hätten schon rund 70 Jahre vor Kolumbus alle Weltmeere befahren und auch Amerika entdeckt und kartographiert. Im Grunde flog da ein bildungspolitischer Skandal auf. Schon mindestens seit der Mitte des 20. Jahrhunderts hätte der Westen, etwa der einigermaßen gebildete Europäer, wissen können und müssen, welche eindrucksvolle Potenz in Seefahrt, Schiffsbau und Navigation vor allem die alten Hochkulturen Indien und China seit sehr vielen Jahrhunderten gehabt hatten. An unseren Schulen wird das aber bis heute nicht gelehrt, die Universitätsreife kann man erwerben, ohne je von diesen Fakten gehört zu

⁷ Dr. Horst Friedrich ist Wissenschaftshistoriker und Pensionär in Wörthsee.

haben. Nur wenige Privatgelehrte und vom „mainstream“ argwöhnisch betrachtete „Abweichler“ im Establishment wussten darum.

Menzies hat das unbestreitbare Verdienst, mit seinem Werk zumindest für eine bestimmte Epoche, nämlich das China der Ming-Dynastie, die enorme seefahrerische Potenz des Fernen Ostens dem Abgrund des Vergessens (jedenfalls im Westen) entrissen zu haben, die damals – also kurz vor dem Beginn des europäischen Entdeckungszeitalters – turmhoch über der des Okzidents stand.

Speziell handelt das Buch von mehreren Übersee-Entdeckungsreisen, die auf Befehl des Ming-Kaisers Zhu Di von verschiedenen chinesischen Flottenverbänden unternommen wurden. Man wusste zwar bisher schon von diesen Reisen, sah sie aber als auf Südostasien und den Indischen Ozean, bis Afrika, beschränkt. Menzies versucht hingegen nachzuweisen, dass es sich hier um weltweite Entdeckungsunternehmungen gehandelt habe.

Der Rezensent muss das Fazit ziehen: Es ist Menzies zwar gelungen, dies relativ wahrscheinlich zu machen, aber von einem Beweis seiner These kann noch nicht gesprochen werden. Das hat primär den besonderen Grund, dass unter Zhu Dis Nachfolger ein völliger Umbruch in Chinas Politik erfolgte: Aus konfuzianistischen wie wirtschaftlichen Gründen wandte man sich wieder dem Isolationismus zu, alle Übersee-Expeditionsschiffe (darunter gewaltige Vielmaster mit bis zu 164 m Länge) wurden vernichtet, ebenso alle Expeditionsberichte und die auf den Reisen angefertigten Landkarten. Aber andere Gründe kommen hinzu; zum „Tadel“ gleich mehr.

Eine wichtige Rolle in Menzies' Argumentation spielen einige auffällige, bisher aber offenbar nicht genügend gewürdigte Anomalien auf einer Reihe früher europäischer Welt- und Atlantik-Karten. Er kann nämlich, zumindest nach Meinung des Rezensenten, relativ überzeugend darlegen, dass zahlreiche der von Kolumbus, Magellan etc. vermeintlich erstmalig entdeckten Küsten und Inseln offenbar bereits vor jenen europäischen „Entdeckern“ durch eine andere, weltweit aktive seefahrende Nation entdeckt und kartographisch erfasst worden sein müssen. Diese Nation sieht Menzies im Ming-China des frühen 15. Jahrhunderts. Durch einen ganz bestimmten, damals in Indien und dem Fernen Osten befindlichen Venezianer, Nicolo de Conti, seien Teile des chinesischen Kartenmaterials (möglicherweise illegal) sehr rasch in den Westen gelangt. Menzies bedarf also zur Erklärung jener Karten-Anomalien weder einer prähistorischen Hochkultur (Hapgood), noch der Präastronautik-These. Menzies zufolge wäre also der Europäer hinsichtlich der Entdeckung der Welt ein „Late-comer“ gewesen. Ihm zufolge wussten unsere Entdecker recht genau, wohin sie wollten, respektive was man von ihnen zu „entdecken“ erwartete. Zeitgenössische Dokumente scheinen dies in der Tat zu bestätigen.

Nun zum Tadel. Gibt es Schwachpunkte in Menzies' Werk? Die gibt es in der Tat, und zwar zahlreich. Zwar gibt es die in jedem Buch, aber in einem Werk wie diesem, das so quasi revolutionierende Thesen aufstellt, stören sie besonders. Ein Hauptschwachpunkt: Menzies erwähnt zwar gelegentlich en passant, dass China damals schon über eine viele Jahrhunderte alte Tradition der Übersee-Navigation verfügte. Er erweckt aber den Eindruck, dass die chinesische Kontaktaufnahme mit dem amerikanischen Doppelkontinent erst damals, zur Zeit der Ming-Dynastie, erfolgte. In Wirklichkeit deutet aber vieles darauf hin, dass schon das Shang-China (ca. 1750-1100 v. Chr.) in Kontakt mit Mexiko (Olmeken) und Peru (Chavin) stand. Die der chinesischen wohl ebenbürtige indische Übersee-Seefahrtstradition wird bei

Menzies nur ganz am Rande als vernachlässigbare Größe erwähnt. Wie die weltweiten Sanskrit-Indusschrift-Entzifferungen von Kurt Schildmann (1998) wahrscheinlich machen, dürfte Indien aber noch vor der Shang-Zeit weltweit kulturdiffusionistisch aktiv gewesen sein. Die zweite Hauptschwäche: So einerseits bewundernswert Menzies auch recherchiert haben mag, so unbefriedigend sieht es dennoch leider an vielen Stellen des Werkes mit der Gesicherheit seiner Argumentationslinien aus. Fragliches ist so zahlreich, dass es hier nicht im einzelnen aufgeführt werden kann. Es bleibt sehr zu hoffen, dass bei einer Neuauflage diesbezüglich an vielen Stellen erheblich nachgearbeitet wird.

Literatur

Schildmann, K. (1998): Indus / Burrows Cave USA deciphering. *Studia Orientalia et Indo-Atlantica, Fascicle No. 1*, Bonn.

Rainer Schneider

Paradoxien des Willens

Funktionsanalyse der Selbststeuerung in einem parapsychologischen Experiment

Waxmann, Münster 2002

ISBN 3-8309-1141-6, 232 Seiten, € 29,90

Rezensent:

SUITBERT ERTEL⁸

Monographische Berichte über experimentelle Forschungsprojekte mit parapsychologischer Thematik sind eine Seltenheit. Wer einen solchen vorlegt, wie Rainer Schneider mit seiner Dissertation („Paradoxien des Willens“), kann bei Grenzgebietenforschern mit besonderem Interesse rechnen und mit deren Bereitschaft zur wohlwollenden Aufnahme neuer Ansätze, Methoden und Forschungsergebnisse – sofern unentbehrliche wissenschaftliche Gütekriterien hinreichend beachtet wurden.

Zweifellos voll zu bejahen sind Schneiders Ziele im Prinzip: Der Verfasser bemüht sich um eine „Integration psychologischer und parapsychologischer Fragestellungen“ und Konstrukte. Geht hier ein lang gehegter Wunschtraum der Parapsychologen in Erfüllung?

Den einbettenden psychologischen Theorienkontext findet Schneider in Julius Kuhls Persönlichkeits-System-Interaktionen-Theorie (PSI-Theorie – das Akronym könnte irreführen, da es mit Psi, dem hypothetischen Gegenstand der Parapsychologie, nichts zu tun hat). Auf Seiten der parapsychologischen Variablen wählt Schneider das DMILS-Phänomen (Direct

⁸ Prof. Dr. Suitbert Ertel ist emeritierter Professor für Psychologie an der Universität Göttingen.

Mental Interaction with Living Systems), speziell die Beeinflussung der elektrodermalen Aktivität (EDA) und, sekundär, der Atmung. Die entsprechenden Messungen werden bei einem „Rezipienten“ im psychophysiologischen Labor vorgenommen, während in einem anderen Raum ein „Agent“ beim Rezipienten diese Variablen auf telepathischem Wege abwechselnd zu steigern und zu senken versucht. Der Verfasser will nicht lediglich beweisen, dass es DMILS gibt, er möchte vielmehr die Bedingungen kennen lernen, unter denen der vermutete Effekt eine besondere Chance hat, sich zu manifestieren (prozessorientierte Forschung). Dabei unterscheidet er sinnvoller Weise situative und dispositionelle Bedingungen (Aktivierungs- vs. Persönlichkeitsfaktoren). Seine Hypothesen sind so ausgefeilt, dass sogar disordinale Wechselwirkungen zwischen situativen und Persönlichkeitsfaktoren mit einbezogen werden. Auf der hypothetischen Ebene werden also die unabhängigen psychologischen und die abhängigen parapsychologischen Variablen in höchster Differenzierung miteinander „integriert“.

Um ein Beispiel zu geben, das mit Vereinfachungen operiert, da der theoretische Zusammenhang sehr komplex ist: Schneider unterscheidet mit Kuhl *handlungsorientierte* und *lageorientierte* Personen; die Handlungsorientierten äußern in einem Fragebogen Bereitschaft zur Aktion (schnell „loslegen“, zügig, ohne langes Fackeln handeln), die Lageorientierten äußern eher Bereitschaft zur Überlegung, wodurch Handlungsentscheidungen möglicherweise zwar vorbereitet, aber verzögert oder auch verhindert werden (langes Schwanken, zögerliches Grübeln, nicht „zu Potte kommen“).

Schneider meint nun, dass sich *handlungsorientierte Agenten*, die Aktivisten unter den telepathischen „Sendern“, im DMILS-Experiment anders bewähren würden als *lageorientierte Agenten* (Grübler). Zwar könnten beide Typen von Agenten, handlungs- wie lageorientierte, telepathisch erfolgreich sein, doch dies nur unter jeweils verschiedenen Bedingungen, die Schneider durch entsprechende Instruktionen zu induzieren versucht. Bei der einen Hälfte der Agenten versucht er eine „Belastung“ herzustellen, indem zur erhöhten Anspannung und Leistungssteigerung aufgefordert wird („Reagieren Sie bei jedem Misserfolg ... mit noch größerer Konzentration und Hartnäckigkeit“). Bei der anderen Hälfte bemüht er sich um Induktion von „Entspannung“ („Seien Sie ruhig und stolz auf nur kleine Fortschritte ... nicht zu verbissen“). Von den Handlungsorientierten erwartet Schneider DMILS-Senderfolge nach einer Belastungsinduktion, da dies der aktionalen „Selbstregulation“ der Handlungsorientierten entgegenkommt. Unter Entspannungsbedingungen, die den Handlungsorientierten nicht gemäß und ihrer „Selbstregulation“ deshalb eher abträglich ist (Handlungsorientierte wollen Nägel mit Köpfen machen und werden durch eine Aufforderung, sich konträr zu verhalten, gehemmt), sollen DMILS-Effekte nicht erzielt werden.

Bei *lageorientierten Agenten* erwartet Schneider etwas anderes. In DMILS-Versuchen sollen diese gegenüber ihren Zielpersonen unter *Entspannung* erfolgreicher sein. Lageorientierte neigen dazu, ihr Handeln von abwägenden Überlegungen abhängig zu machen, ein ihnen von außen aufgedrängtes „bei Misserfolg streng dich mehr an“ läuft ihrer Neigung zuwider, weshalb zu erwarten sei, dass die Effizienz telepathischer Beeinflussungsversuche bei aktivitätsorientierter Belastung abnimmt. Erst in der Entlastungsbedingung, unter der die lageorientierten Agenten zu einem Verhalten ermutigt werden, das ihrer besonderen Art der „Selbstregulation“ gemäß ist, würden ihre Versuche zur DMILS-Beeinflussung der jeweiligen Zielpersonen gelingen.

Fünf Experimente wurden insgesamt durchgeführt mit zusammen 60 Agenten-Rezipienten-Paaren, von denen allerdings nur 50 Paare für EDA-Messungen geeignet waren. Die Zahl der zu prüfenden parapsychologischen Hypothesen beträgt 16, die sich über sechs „Fragenkomplexe“ verteilen. Die selben fünf Experimente (jedes wurde mit durchschnittlich 10 Paaren von Agenten und Rezipienten durchgeführt) sollten überdies 17 Hypothesen prüfen, die als „psychologische“ deklariert werden und mit der Integrationsfrage (Psychologie vs. Parapsychologie) nicht direkt zu tun haben. Die psychologischen Hypothesen wurden auf drei „Fragenkomplexe“ verteilt. Eine rein psychologische Hypothese lautet z.B.: „Lageorientierte zeigen sowohl nach Belastungsinstruktion als auch nach sensorischer Deprivation eine schlechtere subjektive Befindlichkeit nach dem Experiment als Handlungsorientierte“ (S. 65).

Zur Erfassung der psychologischen Variablen wurden drei weitere Fragebögen eingesetzt, alle von Kuhl entwickelt: einer zu Jungs Typologie *Fühlen-Denken-Empfinden-Intuieren* (MUT-K), ein anderer zur *Selbstregulation, Willenshemmung, Selbsthemmung* (SSI-K) und ein dritter zur Differenzierung nach einer weiter gefächerten Typologie – *antisozial, schizoid, selbstunsicher, narzisstisch, depressiv, selbstlos* (PSSI-K).

Diese lange und nicht erschöpfende Aufzählung von Fragenkomplexen und Hypothesen lässt erahnen, wo das Unternehmen Schneiders Schwächen zeigt: Es ist mit Konstrukten und Zusammenhangskonstruktionen überfrachtet. Eine Untersuchungsserie mit nur fünf experimentellen Variationen, zu denen nur je 10 Agenten-Rezipienten-Paare herangezogen werden, kann das alles nicht leisten.

Dementsprechend fallen die Ergebnisse mager aus: Nur ein Minimum der Hypothesen wird bestätigt, von den Zusammenfassungen der Ergebnisse zu den neun Fragekomplexen beginnen sechs mit Aussagen wie „Annahme nicht haltbar“ (S. 104), „die postulierten Zusammenhänge nicht bestätigt“ (S. 130), „erwartete Wechselwirkungen blieben aus“ (S. 139), „konnte der Beweis nicht erbracht werden“ (S. 169), „konnten die postulierten Zusammenhänge nicht bestätigen“ (S. 173), „keinen Hinweis darauf, dass elektrodermale Labilität eine funktionale Bedeutung für DMILS beigemessen werden kann“ (S. 180). Bei anderen Fragenkomplexen stimmen beobachtete Unterschiede in der vorausgesagten Richtung nicht, nicht selten gibt es Signifikanzen in entgegen gesetzter Richtung. Selbst bei den „rein psychologischen“ Hypothesen fehlt meist die Bestätigung. So rufen z.B. die Belastungs- und Entspannungsinstruktionen, deren Effekte postexperimentell in einem Fragebogen gemessen werden, die erwarteten Unterschiede nicht nachweisbar hervor. Das Vorhandensein dieser Unterschiede aber ist Voraussetzung zur Untersuchung der Frage, ob sich Belastung und Entspannung bei den Handlungs- und Lageorientierten im DMILS-Experiment differentiell auswirken. Schneider exhauriert diesen negativen Befund mit der Bemerkung, die Effekte, die tatsächlich eingetreten seien, hätten sich wohl wegen verspäteter Messung verflüchtigt.

Das Defizit im Ergebnisspektrum geht nicht so weit, dass die Frage, ob DMILS-Effekte überhaupt aufgetreten sind, verneint werden könnte. Es gibt Befunde, die vermuten lassen, dass eine telepathische Beeinflussung des vegetativen Geschehens bei den Zielpersonen stattgefunden hat. Doch diese Nachweise sind nicht überwältigend. Bei der Vielzahl angewendeter Signifikanztests müssten p-mindernde Korrekturen vom Typ Bonferroni durchgeführt werden, was unterlassen wurde. Schneider argumentiert dort, wo die Frage der Existenz von DMILS behandelt wird (Abschnitt IX.1), ausschließlich mit Effektgrößen, was

man für irreführend halten darf. Denn je kleiner die Stichproben (Schneiders Stichproben hätten drei- bis fünfmal größer sein müssen, S. 198), umso wahrscheinlicher sind hohe Effektmaße, die nur zufällig so hoch ausfallen.

Der Leser, der die unkonventionelle und hochdifferenzierte Kuhlische Persönlichkeitstheorie nicht kennt und sich durch Schneider über 24 Seiten hinweg erst in sie einführen lassen muss, wird sich fragen, warum dieser aufwendige theoretische Überbau im Zusammenhang mit der Ermittlung optimaler DMILS-Bedingungen für erforderlich oder nützlich gehalten werden müsste. Dass „die PSI-Theorie der weitaus umfassendste Ansatz war“ (E-Mail-Mitteilung), wird man kaum für hinreichend halten können. Eine Theorie, die ein Verständnis für ein Phänomen wie DMILS ermöglichen will, hat sich, was Differenziertheit betrifft, der Differenziertheit des zu erklärenden Phänomens anzupassen. Schneider scheint die Gegenrichtung zu forcieren, das Phänomen soll sich der Differenziertheit der Theorie anpassen, was nicht gelingt, wie die Ergebnisse zeigen.

Der Leser fragt sich wohl auch, warum Schneider andere Ansätze zur Integration der paramentalen Phänomene mit der Mainstream-Psychologie ignoriert hat, die auf dem Boden eier in der Psychologie allgemein akzeptierteren Begrifflichkeit bleiben (wie etwa die von Rex Stanford), Schneiders Versuch in dieser Richtung ist nicht der erste. Die Auffassung, dass die Chance zur Manifestation von Psi-Effekten erhöht wird, „wenn niederinferente, dem Bewusstsein nicht zugängliche Systeme gebahnt werden“ (E-Mail-Mitteilung Schneiders), ist mit anderen, aber ähnlichen begrifflichen Einbettungen vielfach geäußert worden: „relaxation“, „internal attention states“ (Charles Honorton). Schneider meint, eine Behandlung dieser Ansätze sei einerseits wegen der Umfangsgrenzen seiner Arbeit, andererseits deshalb nicht erfolgt, weil er sich auf DMILS beschränken wollte. Die Ansätze, mit denen sich sein eigener überschneide, hätten andere Psi-Phänomene zum Gegenstand gehabt (E-Mail-Antwort auf meine Frage). Ich halte diese Gründe gegenüber dem, was ein Forscher generell über schon vorliegende Diskussionen auf seinem Arbeitsgebiet darzustellen hat, für zu schwach.

Mir scheint, als ob das magere Gesamtergebnis dieser Untersuchung auch damit zusammenhängt, dass elementare Erfordernisse psychologischer Messpraxis nicht beachtet wurden, d.h. insbesondere die Herstellung hinreichender Mess-Reliabilität bei den verwendeten Variablen. Ich habe von keiner der zahlreichen Variablen Angaben zur Reliabilität gefunden. Solange nicht bekannt ist, ob die Erfassung der verwendeten unabhängigen und abhängigen Variablen zu zuverlässigen Werten geführt haben, kann das Nichtauftreten von Zusammenhängen, die man erwartet hat, nicht interpretiert werden. Streng genommen müsste man Untersuchungen mit nicht-reliablen Variablen eigentlich für entbehrlich halten, wenn sie dennoch durchgeführt werden, ist man in der Regel hinterher so klug als wie zuvor. Schneider e-mailt auf meine Frage zur Reliabilität, dass „eine Diskussion der Reliabilitäten wenig Sinn“ mache, da „eine Berechnung von solchen Indices ... in der EDA-Forschung nicht unproblematisch sei, erst recht nicht in der DMILS-Forschung“. Wenn es so sein sollte und EDA- und DMILS-Varianzen bisher weder durch individuell replizierbare Unterschiede noch durch definierte situative Manipulationen durch Reliabilitätsmaße nachweisbar gemacht und aufgeklärt werden, dann müsste der Hauptarbeit Schneiders eigentlich eine methodische Voruntersuchung vorausgegangen sein, die zunächst allein diesem methodischen Erfordernis hätte gerecht werden müssen.

Die Vernachlässigung der Reliabilitätsfrage, die hier kritisiert wird, ist allerdings nicht nur bei Schneider, sondern leider bei einer Vielzahl von Untersuchungen mit parapsychologischen Fragestellungen zu bemängeln, auch bei denen, die die Reviewer-Hürden des *Journal of Parapsychology* genommen haben!

Werden die „Paradoxien des Willens“ viele Leser finden? Die Mehrheit derjenigen, die das Buch zu lesen beginnen, werden wohl, wenn sie sich nicht, wie der Rezensent, zu mehr verpflichtet fühlen, ihre Lektüre vorzeitig wieder beenden. Denn sie erfordert erhebliche Anstrengung. Die Darstellung ist nicht besonders leserfreundlich. Wer zunächst eine Zusammenfassung sucht, die über Fragestellung, Methode, Ergebnisse und Diskussion einen Überblick gibt, ohne dass der Haupttext gelesen werden muss, sucht sie vergeblich. Wer die Kuhlsche Theorie noch nicht kennt und nicht die 24 Seiten zur Einführung liest, dem wird der Haupttext unverständlich bleiben. Ein Glossar wird nicht angeboten, in dem man die Bedeutung der Kuhlschen Begrifflichkeit und der methodischen Fachterminologie nachschlagen könnte (*Selbstmotivierung, Selbstbestimmung, Aktivierungskontrolle, Selbsthemmung, Willenshemmung, Alienation, Extensionsgedächtnis* u.a.). Auch steht dem Leser kein Sachindex zur Verfügung. Zudem ist Schneiders Sprachstil in entscheidenden Partien oft unnötig abstrakt. Man muss manche Passagen wieder und wieder lesen, um sie zu verstehen.

Warum das Buch den Titel „Paradoxien des Willens“ trägt, wird man auch nach einer etwas eingehenderen Lektüre nicht mit Sicherheit sagen können: Sind die nicht-erwarteten und oft richtungsverkehrten Ergebnisse der Untersuchung gemeint, die dem Verfasser post hoc „paradox“ erschienen? Oder ist gemeint, dass ein Teil der Agenten (die „Lageorientierten“) eher bei vermindertem „Wollen“ (unter Entspannungsinduktion) ihr Willens-Ziel erreichen? Letzteres ist wohl gemeint, denn „die Paradoxie besteht darin, dass – dies der Hauptbefund der Arbeit – jedes noch so angestrengte Beeinflussenwollen den Effekt zum Erliegen bringt“, antwortet Schneider auf meine Frage. Doch ist es „paradox“, wenn man bei dem, was man sehnlichst herbeizuführen wünscht, ein angestrenktes Beeinflussenwollen vermeidet? Man denke an das optimale Verhalten z.B. gegenüber dem eigenen Kind, für das man von Herzen wünscht, dass es eine gesunde charakterliche und intellektuelle Entwicklung nimmt und gegenüber dem man sich trotzdem zurückhält, es aufmerksam, aber entspannt beobachtet, Hilfen anbietet, sie nicht aufdrängt, und sich über die kleinsten Erfolgsschritte freut. Eine Verstärkung des Wollens führt nicht notwendig zu einer Verstärkung von Kurzschlusshandlungen zur Erreichung des Willensziels, und da, wo forcierte Handlungen ausbleiben, das Ziel aber dennoch und besser erreicht wird, hat man es nicht mit „Paradoxien des Willens“ zu tun.

Wer von Schneiders Buch, der den Willensbegriff im Titel verwendet, Ausführungen über die Willenthematik generell, vielleicht noch mit psychologiehistorischer Ausweitung erwartet, wird sein Interesse zurückstecken müssen. Der in die lokalen Gegebenheiten Eingeweihte fragt sich zudem, warum nicht die Untersuchungen von Robert Morris und Deborah Delanoy erwähnt werden, die mit Unterstützung des IGPP in Freiburg DMILS-Untersuchungen durchführten und dabei explizit die Bedingungen des „Volitionalen“ thematisierten zu einer Zeit, als Schneider, ebenfalls am IGPP, an seiner Dissertation arbeitete. Schneiders Antwort auf meine Befragung zu diesem Punkte ergab, dass er mit der theoretischen Grundlegung des Volitionalen der beiden Freiburger Gastwissenschaftler nicht

zufrieden war. Aber warum soll der Leser dies erst dann erfahren, und dies auch nur oberflächlich, wenn er den Verfasser eigens dazu befragt?

Erfreulicherweise hat Schneider durch weitere Beiträge zur DMILS-Forschung, die kürzlich in Fachzeitschriften erschienen (*Journal of Parapsychology*) und demnächst sogar in *Personality and Individual Differences* erscheinen werden, überzeugendere Beweise seiner Forschungscompetenz vorgelegt. Dort zeigt er, insbesondere was die Technik der EDA-Messung betrifft, ein methodisches Know-how, an dem sich zukünftige DMILS-Forscher orientieren könnten und sollten. Fast alle Kritikpunkte, die gegenüber den „Paradoxien des Willens“ vorgebracht werden können, entfallen bei Schneiders Zeitschriften-Publikationen. Seine Darstellungen dort sind konkreter und präziser, die aufwendige theoretische Anbindung an die PSI-Theorie von Kuhl wird zum Teil ganz fallengelassen oder nur noch in Andeutungen gestreift – ich vermute mal, dass sie in der Fortsetzung dieses Projekts immer weniger thematisiert werden wird, und dies aufgrund eigener realistischerer Einschätzungen des Machbaren.

Meine Kritik impliziert im übrigen keinerlei Abwertung der Theorie von Kuhl. Im Gegenteil, die *systemtheoretisch-phänomenologische* und *funktionsanalytische* Ausrichtung, die seine PSI-Theorie kennzeichnet, setzt in der variablen-orientierten Mainstream-Psychologie, die über ein eher aggregatives Basteln multivariater Modelle in der Regel nicht hinauskommt, hoffnungsvolle Zeichen. Doch das Interface zwischen psychologischen Phänomenen, die kaum jemand infrage stellt (Gegenstand der Mainstream-Psychologie), und den Phänomenen, deren Realität selbst von den gescheiterten Kollegen der etablierten akademischen Institution rundweg bezweifelt bis abgelehnt werden (Gegenstand der Parapsychologie), erfordert mehr Bottom-up-Strategien und also Offenheit für Überraschungen durch unvorhergesehene Psi-Phänomene, durch deren sorgfältige systematische Beobachtung nach und nach das Material für eine allmählich evolvierende integrative Theorie erwartet werden darf.